

ANNETTE BÖHLER



Weihnachtsküsse

AM LEUCHTTURM



EMPIRE-VERLAG

Annette Böhler

Weihnachtsküsse am Leuchtturm

Über das Buch:

Job, Geld ... gerade alles etwas schwierig für Nina. Das Start-up, in dem sie eben noch Karriere machte, ging kurz vor Weihnachten pleite. Nun steht sie ohne Arbeit und Einkommen da. Dafür mit einem hippen Loft und viel zu hohen Schulden. Der Traum vom Erfolg – irgendwie zerplatzt.

Verzweifelt und frustriert kauft sie das günstigste Zugticket, das sie finden kann und flieht nach Travemünde, ein kleines malerisches Städtchen an der Ostsee. Barfuß wadet sie bei Minusgraden im Meer und landet tatsächlich bäuchlings im Wasser. Einfach eine dumme Idee ...

Aber da trifft sie auf Mika, den Leuchtturmwärter mit den silberblauen Augen und komplizierten Ansichten rund um Zero Waste und Nachhaltigkeit. Hals über Kopf verliebt sie sich in den großen, gut gebauten Kerl, der an Zeichen aus dem Universum glaubt. Und anfangs sieht es auch gut aus, eine Privatführung im Leuchtturm, selbstgekochtes Labskaus bei ihm zu Hause. Aber lässt sich Ninas Wunsch nach Erfolg und Luxus mit dem reduzierten Leben im Leuchtturm vereinbaren? Passen zwei so unterschiedliche Menschen wirklich zueinander?

Ein weihnachtlicher Liebesroman, der in der kalten Winterzeit das Herz erwärmt und am Ende ein wohliges Gefühl hinterlässt.

Über die Autorin:



Annette Böhrer lebt mit ihrem Ehemann und ihren beiden Töchtern in Vorarlberg, Österreich. Ihre Texte und Kurzgeschichten wurden in verschiedenen Anthologien abgedruckt. Die Veröffentlichung ihres Debütromans läutete ein neues Kapitel in ihrem Leben ein. Seit 2020 lebt sie als freie Autorin und schreibt für den Empire-Verlag. Davor war sie im Bankensektor tätig.

<https://boehlerannette.jimdofree.com/>

Annette Böhler

Weihnachtsküsse am Leuchtturm

Liebesroman

Dezember © 2021 Empire-Verlag
Empire-Verlag OG, Lofer 416, 5090 Lofer

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise -
nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Lektorat: Marion Busch
<http://www.lektorat-busch.de>
Korrektur: Peter Wolf

Covergestaltung: Chris Gilcher
<https://buchcoverdesign.de>

Illustrationen: Adobe Stock ID 183021283, Adobe Stock ID
289062306,
Adobe Stock ID 303263887, Adobe Stock ID 306733738,
Adobe Stock ID 180900331, und freepik.com

Und plötzlich weißt du: Es ist Zeit, etwas Neues zu beginnen
und dem Zauber des Anfangs zu vertrauen.

(Meister Eckhart)

Für Matthias,
weil du an mich glaubst.

Kapitel 1

Wahrscheinlich war es die blödeste Idee überhaupt, an die Ostsee zu reisen. Was änderte es schon? Auf meinem Konto herrschte gähnende Leere, wobei das noch zu positiv formuliert war. In Wahrheit klaffte dort ein riesiges Loch, als verberge sich irgendwo in meinem Leben ein Monster, das alles Geld auffraß und am Ende nur Zerstörung zurückließ. Und der kalte Wind, der mir ins Gesicht blies und mich meine Nase kaum mehr spüren ließ, wirkte nicht so, als ob er es gut fand, dass ich nun hier war.

Die kleinen schwarzen Räder an meinem roten Koffer klapperten unaufhörlich, während ich sie über die Pflastersteine zog und zielstrebig Richtung Horizont lief. Ich konnte das Meer von hier aus sehen, links von mir ragte ein großer Leuchtturm in die Höhe, weiter vorne stand ein großes Hotel, aber dann war die Sicht frei. Ich ging an der Promenade entlang. Sie war menschenleer. Kein Wunder um diese Jahreszeit, dachte ich. Irgendetwas stimmte offensichtlich nicht mit mir. Ich war jung, hübsch und klug, zumindest hatte ich das immer geglaubt. Aber irgendwann war ich von der Gewinnerstraße abgekommen, oder wie konnte es sonst sein, dass ich arbeitslos, pleite und einsam war. Im November an die Ostsee? Kein normaler Mensch fährt im Winter ans Meer. Aber ich haue hier meine letzten Euro auf den Kopf. Da hätte ich auch zu Hause bleiben können. Manchmal machte ich die Dinge einfach falsch. Zumindest entschädigte mich nun dieser Blick. Unbeschreiblich. Heller, weicher Sand. Absolut unberührt und rein. Und in der Ferne das Meer, es glitzerte in einer Mischung aus Topasblau und Smaragdgrün und kringelte sich in kleinen Wellen, vom Wind getrieben, dem Strand

entgegen. So, als wolle es wie ich einfach seine Ruhe haben, nur daliegen und in Wahrheit gar nicht sein.

Ich stand noch immer auf der gepflasterten Promenade. Vor mir breitete sich eine große treppenförmige Sitzgelegenheit aus, die im Sommer sicher stark frequentiert war. Sie erinnerte mich ein bisschen an ein Amphitheater. Ich ging die Treppen nach unten. Es war schwierig, denn ich musste den Koffer tragen, und er war schwer. Ich hatte ihn letzten Sommer gekauft. Er war rot und ich liebte ihn. Hätte ich ihn über die Stufen geschleift, was natürlich leichter gewesen wäre, hätte ich seine Kunststoffschale verkratzt, und das wollte ich auf keinen Fall. Und dann. Endlich. Setzte ich den ersten Schritt in den Sand. Seit zwei Monaten war ich nun arbeitslos und niemand schien Interesse an mir zu haben, obwohl ich wirklich etwas vorweisen konnte. Aber das konnten die Mitbewerber wohl auch. Ich hatte keine Ahnung, was sie hatten und ich nicht. Aber irgendwann wurde mir klar, dass ich das alles nicht mehr wollte. Kein Opfer sein, kein Pechvogel. Ich hatte die Dinge immer selbst in die Hand genommen und so tat ich es auch gestern. Einfach packen, einfach weg, die erstbeste Verbindung nehmen, die ich am Bahnhof kriegen konnte. Und ganz ehrlich? Es gefiel mir hier. Das Meer im Winter, wer hätte das gedacht.

Ich setzte also meine Füße in den Sand und es war herrlich. Es war ein bisschen wie schweben, wie auf Watte gehen. Es hatte etwas von Gleiten oder Rutschen und fühlte sich so anders an als das Schreiten über Asphalt. Mein Koffer schien sich im Sand nicht so wohlfühlen. Die kleinen Rädchen versanken und der Korpus schob eine immer größere Sandwulst vor sich her. Zu behaupten, es wäre schwierig gewesen, wäre eine Untertreibung. Im Grunde war es eine Schinderei, den Koffer hinter mir her zu ziehen. Hin und

wieder löste ich meinen Blick vom Meer und dem schwarzen Himmel, der über ihm hing und am Horizont alles Helle des Meeres in sich aufzusaugen schien und einen Teil seiner Schwärze ins Wasser spülte. Ich drehte mich ganz zum Koffer, legte beide Hände an den Griff und zog ihn, rückwärtsgehend mit aller Kraft. Dann überlegte ich, ihn einfach hierzulassen.

Ich sah mich um, niemand war da, aber irgendetwas in mir wehrte sich. Es gehörte zu den Dingen, die man nicht tat. Das bekam man schon als kleines Kind beigebracht. Man konnte seine Sachen nicht einfach irgendwo abstellen. Alles hatte seinen Platz. Und ein roter Koffer konnte nicht einfach mitten an einem Strand stehen. Ein einsamer roter Koffer. Das ging nicht. Alles, was ging, war eine einsame junge Frau mit einem roten Koffer. Zumindest war der Koffer nicht alleine, wenn ich bei ihm war. Nur umgekehrt funktionierte es nicht so gut. Ob mit oder ohne Koffer, ich war alleine. Aber waren wir das nicht alle? Ich hatte keine Ahnung. Ich wusste nicht wie andere Menschen sich fühlten, wenn sie versagten, wenn sie verloren, wenn sie in ein Loch fielen. Ich wusste nur, wie ich mich fühlte – schwer und kraftlos. Und so sollte ich diesen Koffer bis nach vorne schleppen? Dorthin wo das Wasser den Sand berührte und das eine in das andere übergang? Ich hatte das Gefühl, schon an den kleinsten Dingen zu scheitern. Trotzdem, ich schleifte ihn weiter. Und so kalt meine Nase und Finger waren, so heiß war mein Körper. Unter der Winterjacke glühte ich förmlich und schwitzte wie in der Sauna. Aber am Ende schaffte ich es. Ich hatte den breiten Sandstrand hinter mir gelassen und stand direkt vor dem Wasser. Die Treppe, die mich an ein Amphitheater erinnerte und den Sandstrand von der Promenade trennte, war nur noch eine vage Andeutung.

Das Meer leckte am Strand und die winzigen pyramidenförmigen Berge, die die Brandung zuvor im Sand geformt hatte, wischte es in einer fließenden Bewegung glatt und hinterließ eine geschmeidige und samtartige Oberfläche. Möwen wateten durch die Gischt und hinterließen im nassen Untergrund ihre Fußabdrücke, die von der nächsten Welle schon wieder weggespült wurden, als hätten sie nie existiert. Ich fragte mich, ob das auch für mich gelten würde, wenn ich einmal nicht mehr wäre. Ob ich und alles, was ich hinterlassen würde, einfach weggewischt würden. Aber noch spannender war die Frage, was ich denn überhaupt imstande wäre, zu hinterlassen. Und die traurige Antwort war: nichts.

Ich legte den Koffer auf seine Bauchseite in den Sand und setzte mich darauf. Ich spürte selbst durch die Hartschale die Unebenheiten, die sich darunter verbargen. Ich hatte Kleidung eingepackt und Schuhe. Föhn und Glätteisen in Reisegröße. Meine Toilettentasche natürlich und ein Buch. Ladekabel, Laptop und einen Schirm. Zumindest waren das die Dinge, an die ich mich erinnerte, sie eingepackt zu haben. Vielleicht war es ein Fehler, einfach abzuhaufen. Vor den vielen Mahnungen konnte ich nicht so leicht fliehen, das wusste ich sehr wohl. Es war mir ein Rätsel, wie mir das passieren konnte. Ich zog mein Handy aus der Tasche, um ein Foto zu machen, und entdeckte zwei Nachrichten. Eine von Susann, meiner besten Freundin. Und eine von Tom, einem ehemaligen Arbeitskollegen. Was er von mir wollte? Wir hatten uns seit der Kündigung nicht mehr gesprochen. Ich klickte in die Nachricht:

Hi, wie geht´s dir? Schon was Neues in Aussicht? LG Tom

Ich tippte schnell eine Antwort:

Hallo Tom, nett, dass du schreibst. Mir geht es gut. Mache gerade Urlaub. Liebe Grüße

Ich hatte nicht vor, ihm die Wahrheit zu sagen, dass ich in den letzten Wochen auf meine Bewerbungen nur Absagen erhalten hatte. Ich sah mir sein Profilbild an. Es war noch dasselbe wie vor Monaten. Er sah gut aus. Groß, trainiert, angenehme Gesichtszüge. Ein klassischer Karrieretyp eben. Dann las ich die Nachricht von Susann:

Lust auf Kaffee? Steh in zwei Stunden vor deiner Tür. Du kannst auch Kuchen backen, wenn du willst.

Susann wusste als Einzige Bescheid, dass ich rausgeflogen war und seither pleite. Mit irgendwem musste ich ja reden. Aber ich hatte ihr nicht von meinem Plan erzählt, einfach abzuhaufen. Sie hätte mir nur abgeraten. Warum noch mehr Geld ausgeben, wenn ich eh schon pleite war, hätte sie gesagt, und damit ins Schwarze getroffen.

Kein Kuchen und auch keinen Kaffee. Leider. Ich bin nicht zu Hause. Ich musste weg. Ich brauche Abstand. Kannst du in den nächsten Tagen nach meinen Pflanzen sehen? Du hast ja den Ersatzschlüssel für meine Wohnung. Ich hoffe, du findest ihn in deinem Chaos. Bitte sei nicht sauer, dass ich es dir nicht gesagt habe. Du hättest mich für verrückt erklärt. Was wolltest du denn heute bei mir? Alles okay?

Susann studierte noch. Wir hatten uns an der Uni kennengelernt und lagen auf derselben Wellenlänge. Seither waren wir Freundinnen.

Ich blickte hinaus aufs Meer. Es kam mir vor, als wäre es jetzt dunkler als vorhin und die Wellen wütender. Die Gischt kräuselte sich nur ein paar Meter von mir entfernt, wenn sie auf den Strand traf, zog dann langsam in den Sand ein und verschwand. Ich machte ein Selfie. Der Wind blies mir die Haare ins Gesicht und das Wasser ließ sich nicht vom Himmel unterscheiden, aber ich schickte das Foto Susann.

Und um mich selbst in ein Urlaubsgefühl zu versetzen, wie ich es beiden in der Antwort auf die Nachrichten suggerieren wollte, zog ich meine Schuhe aus und krepelte die Hose hoch. Sofort spürte ich den kalten Wind über meine blassen Waden wehen. Der Rest von Sommerbräune war nur noch zu erahnen und in dem diesigen Licht, das der schwarze Himmel mir bot, nicht mehr auszumachen. Ich streifte die Socken ab und stopfte sie in meine Schuhe. Kurz überlegte ich, ob der Wind sie wegblasen würde, kam aber zu dem Schluss, dass das nicht passieren würde. Dann machte ich es wie die Möwen. Ich watete durch den Sand. Kalt und rau massierte er meine Fußsohlen. Und als ich vom trockenen Sand einen Schritt hinein machte in den nassen, den von den Wellen glattgestrichenen und perfekt vor mir liegenden Sand, spürte ich den Unterschied sofort. Noch kälter berührte er mich jetzt, aber auch weicher. Der Sand schien mich zu begrüßen, aufzunehmen, etwas einsinken zu lassen. Und wenn ich meinen Fuß hob und nach vorne setzte für den nächsten Schritt, blieb ein schwarzer, klebriger Film an meiner Sohle hängen. Ich blieb stehen und sah zu, wie das

Wasser meine Fußabdrücke wegwischte, wie es das schon bei den Möwen getan hatte. Faszinierend. Niemand war am Strand. Aber vielleicht war vor einer Stunde jemand hier gewesen und hatte wie ich Fußabdrücke im Sand hinterlassen. Ich konnte es nicht wissen.

Der Himmel versprach Regen und ich musste dringend eine Pension suchen, bevor es zu stürmen begann, aber ich wollte noch nicht gehen. Ich krepelte die Hose weiter nach oben und lief hinein ins Meer. Oh, war das kalt. Aber ich ging weiter. Die Gischt umspülte meine Knie und meine Zehen schmerzten vor Kälte, aber ich wollte noch nicht raus. Ich war am Meer, machte man das nicht so? Das Wasser war glasklar, wenn ich für einen Moment stehen blieb und sich alles beruhigte, dann sah ich bis zu meinen Füßen auf dem Grund. Eine große Welle schlug gegen meine Schienbeine und die Gischt spritzte bis zu meinen Oberschenkeln und hinterließ nasse Flecken auf meiner Jeans. Noch eine Welle, wieder wurde ich nass. Ich blickte in die Ferne und sah eine Fähre. Bestimmt nahm sie Kurs auf den Skandinavienkai. Der wurde in dem Reiseführer beschrieben, den ich am Bahnhof gekauft hatte. Deshalb die großen Wellen. Sie kamen von dem großen Schiff. Und schon prallte die nächste gegen mich und spritzte mich voll. Ich drehte mich um und machte einen Satz und noch einen, um schnell an Land zu kommen. Plötzlich verlor ich das Gleichgewicht. Mit meinen Händen fing ich mich im letzten Moment ab. Aber meine Knie berührten den seichten Grund. Die Hose und auch die Vorderseite meiner Winterdaunenjacke triefen vor Wasser. Ich rappelte mich hoch und ging zum Ufer. Super, so was musste mir passieren! Und dann sah ich ihn. Einen Mann. Natürlich! Wahrscheinlich war ich an einem der einsamsten Orte der Welt, aber genau dann, wenn mir

etwas Peinliches geschah, musste es vor Publikum sein. Er lief auf mich zu und winkte wild mit den Armen in der Luft.

„Alles okay?“, rief er gegen den Wind an. Ich glaube, dass ich mehr von seinen Worten erriet, als dass ich sie wirklich hörte.

„Nur gestolpert“, rief ich zurück und spielte die Situation herunter. Ich hatte Tränen in den Augen und fror. Ich spürte die Nässe und Kälte bis in meine intimsten Bereiche, und kleine, kalte Rinnsale rannen meine Waden hinab. Ich wandte dem Herannahenden den Rücken zu, in der Hoffnung er würde kehrtmachen. Dann wischte ich mir mit der Handfläche den Sand von den Füßen und zog mir Socken und Schuhe an. Meine Hände strich ich an meiner Hose sauber, aber sie blieben nass.

„Sie sind komplett durchnässt. Nehmen Sie meine Jacke“, sagte der Fremde, der nun bei mir war.

„Nein, nein. Geht schon. Danke“, erwiderte ich.

„Sie müssen schnell ins Warme. Wo wohnen Sie?“ Er warf einen Blick auf meinen Koffer. Eigentlich fand ich ihn zu neugierig, was ging es ihn denn an. Aber er war auch sympathisch. Er schien sich wirklich zu sorgen.

„Ich komme gerade vom Bahnhof und wollte den Strand und das Meer sehen, bevor ich mir eine Pension suche. Blöde Idee, was?“

„Überhaupt nicht. Wer für diesen Anblick nichts übrig hat, dem ist nicht mehr zu helfen“, gab er zurück, langte nach meinem Koffer und stellte ihn auf. „Aber bei der Eiseskälte ins Wasser zu gehen, das war wirklich keine gute Idee, aber Sie sind entschuldigt. Touristen kommen immer auf eigenartige Gedanken.“ Er lachte. „Sie machen doch Urlaub hier oder sind Sie auf Geschäftsreise?“

„Sie stellen viele Fragen, dafür, dass wir uns gar nicht kennen“, sagte ich und rieb meine Hände aneinander, um sie zu wärmen. Aber ich wollte nicht so unhöflich sein. Er

strahlte etwas aus. Etwas Ehrliches und Wertschätzendes. „Man könnte es auch Auszeit nennen“, gab ich deshalb zu. Meine Zähne fingen plötzlich an zu klappern.

„Sie ziehen bitte sofort Ihre nasse Jacke aus und schlüpfen in meine. Dann kommen Sie mit zu mir. Ich wohne da vorne.“ Er zeigte Richtung Ortskern. „Dort können Sie die Kleidung wechseln, und wir suchen eine Unterkunft für Sie.“ Er hielt mir seine Jacke unter die Nase. Er selbst trug ein dunkelblau kariertes Hemd. Es flatterte im Wind und ich war mir sicher, dass er frieren musste. Seinen Schal gab er mir nicht. Darüber war ich ganz froh. So hatte er noch ein bisschen Schutz für sich, und ich hätte ihn nicht tragen wollen. Er sah alt aus, schäbig und abgenutzt. Aus Wolle und viel zu oft gewaschen. Ich öffnete den Reißverschluss meiner Daunenjacke und zog sie aus. Ohne Jacke war es fast unerträglich kalt. Ich schlüpfte rasch in seine hinein und wickelte sie fest um mich.

„Jetzt frieren Sie“, stellte ich mit schlechtem Gewissen fest. „Lassen Sie uns schnell gehen. Nicht, dass Sie sich erkälten.“ Er nahm meinen Koffer und trug ihn so, als machte es ihm keine Mühe.

„Das sagen gerade Sie. Hoffen wir mal, dass Sie sich nicht den Tod geholt haben.“ Meine nasse Jacke trug ich vor mir her und achtete darauf, seine mit dem triefenden Ding nicht in Berührung zu bringen. Ich dachte daran, wie ich den Koffer vorhin die ganze Zeit hinter mir hergezogen hatte. „Der Koffer ist schwer, Sie können ihn ziehen. Im Sand sinken die Räder zwar ein, aber vielleicht ist es leichter“, schlug ich vor.

„Haben Sie es auch warm genug?“, fragte er, anstatt zu antworten, und drehte seinen Kopf kurz in meine Richtung. Seine Haare waren braun, sie schauten an manchen Stellen unter seiner Mütze hervor. Er war groß und kräftig, sah aber nicht nach Fitnesscenter aus, eher nach körperlicher Arbeit.

Ob er Fischer war? Oder war das ein Klischee? Der Ostseefischer? Gab es überhaupt noch Fischer? War das noch ein Beruf? Jetzt, wo fast alles von Maschinen erledigt wurde und Fische in Zuchtbecken gehalten wurden wie Kühe im Stall.

„Da vorne ist es. Wir sind gleich da.“ Er hielt kurz an und stellte den Koffer auf die Promenade. Von hier an zog er ihn auf seinen kleinen Rädern hinter sich her. Nach ein paar Metern blieb er beim Leuchtturm stehen. „Ich brauche die Schlüssel. Ähm, rechte Jackentasche, bitte.“ Ich langte in die Jackentasche und reichte ihm den Schlüsselbund.

„Sie wohnen im Leuchtturm?“, fragte ich verdutzt.

„Nicht ganz.“ Er nickte zu der Tür im Nebenhaus, ging ein paar Schritte auf sie zu und sperrte auf. Ich folgte ihm hinein.

Ich freute mich über die Wärme drinnen. Wir standen in einem kleinen dunklen Vorraum. Rechts ging eine Holztreppe nach oben, vor uns lag eine weitere Tür, die wahrscheinlich in den Wohnraum führte, aber ich wusste es nicht. Der Vorraum selbst diente als Garderobe. Er zog seine Boots aus und stellte sie zu seinen anderen Schuhen vor den Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte. Dann nahm er mir die nasse Jacke ab.

„Die kommt in den Trockner“, beschloss er. „Sie können nach oben gehen. Das Bad ist hinter der zweiten Tür. Nehmen Sie ein Bad oder eine Dusche, um sich aufzuwärmen und ziehen sich etwas Trockenes an. Zum Glück haben Sie den Koffer dabei. Ihre nassen Klamotten bringen Sie mir einfach. Ich gebe sie gemeinsam mit der Jacke in den Trockner. Dann sollten Sie Ihr Abenteuer bald wieder vergessen können.“

„Danke. Umziehen genügt völlig“, entgegnete ich und hängte seine Jacke an einen der Haken an der Wand.

„Sie finden mich im Wohnzimmer.“ Er öffnete die Tür in den Wohnraum. Ich erhaschte einen kurzen Blick, aber dann

war die Tür wieder zu, und ich blieb alleine im Vorraum. Ganz wohl fühlte ich mich nicht. Ich wollte mein Handy nehmen und Susann schreiben, dass ich in Travemünde im Nebenhaus des Leuchtturms war, und wenn sie nichts mehr von mir hören sollte, dann müsste sie hier nach mir suchen. Aber das Handy war in meiner Jacke. Und meine Jacke war bei ihm. Mir geisterten die wildesten Geschichten durch den Kopf. In Filmen und Büchern, aber auch in den Nachrichten wurde von solchen Sachen berichtet. Frauen, die einfach in eine ungeschickte Situation kamen, und dann eines zum anderen führte. Ich überlegte, ob ich mir einfach den Koffer schnappen und abhauen sollte. Handy und Jacke müsste ich zurücklassen, aber was war das schon gegen körperliche Unversehrtheit? Andererseits wollte ich an das Gute im Menschen glauben und nicht wie eine wildgewordene Furie völlig grundlos davonlaufen. Der Mann war womöglich einfach nur nett und hilfsbereit.

Ich beschloss, mich wie ein normaler Mensch aufzuführen und darauf zu vertrauen, dass mein Helfer ein ebenso normaler Mensch war. Ich öffnete also meinen Koffer und schob den Kosmetikbeutel zur Seite, um an eine neue Jeans und einen frischen Pullover zu kommen. Frische Socken und einen Slip fand ich ganz unten, nachdem ich länger danach gekramt hatte. Dann stopfte ich alles wieder zurück, legte den Kulturbeutel oben auf, schloss den Koffer und ging nach oben. Die Holzterasse knarrte bei jedem Schritt und ich war mir sicher, dass auch er es hörte. Vom oberen Flur gingen drei Türen ab. Ich glaubte, mich zu erinnern, dass er sagte, das Bad sei hinter der zweiten. Ich wählte also die Mitte und stand tatsächlich im Badezimmer. Ein überraschend einladender Raum. Während der Vorraum samt Stiegenhaus und oberem Flur dunkel und düster wirkten, leuchtete dieser Raum fast vor Helligkeit und Freundlichkeit. Das lag

einerseits am großen Fenster, das hinaus in den Garten ging und Tageslicht hereinließ, aber auch an den weißen Fliesen, die den Raum groß und einladend machten.

Ich trat ein und verschloss die Tür hinter mir. Der Schlüssel steckte. Ich fühlte mich sicher. Ich zog die nasse Jeans aus, was gar nicht so leicht war. Sie schien an mir zu kleben, wie eine Abziehfolie und so schälte ich mich langsam und mühsam aus der Hose. Das Oberteil war nahezu trocken, es hatte nur ein paar nasse Stellen, an denen die Jacke nicht ganz dichtgehalten hatte. Ich wechselte es trotzdem. Und obwohl ich vorhin noch anders darüber dachte, stellte ich mich kurz unter die Dusche.

Ein paar Minuten später warf ich einen letzten Blick in den Badezimmerspiegel und brachte meine Frisur in Ordnung. Als ich in den Flur trat und die Treppe hinabstieg, begleitete mich wieder dieses Knarren. Die nasse Kleidung legte ich auf meinen Koffer, dann klopfte ich an die Tür und drückte die Klinke, um einzutreten. Der Mann saß an einem runden Tisch, direkt vor dem Fenster und telefonierte. Der Raum war klein, aber hell und freundlich. Wie schon im Badezimmer öffneten sich die Fenster hinaus zum Garten, der von der Straße nicht zu erahnen war. Er warf mir einen kurzen Blick zu und wies mit der Hand auf den Stuhl ihm gegenüber.

„Ja, das nehme ich“, sprach er in den Hörer. Ich setzte mich. „Den Rest klärst du dann einfach persönlich.“ Er zwinkerte mir mit seinem linken Auge zu. Ich hatte ihn wohl zu lange gemustert. Ohne Mütze sah er jünger aus. Wahrscheinlich war er nur ein paar Jahre älter als ich. „Bis nachher“, beendete er das Telefonat und legte auf. „Ich habe ein Zimmer für dich gefunden. Ich bringe dich nachher hin. Aber zuerst stecken wir dein Zeug in den Trockner.“

Es war nicht zu überhören, dass er mich plötzlich duzte. Vielleicht lag es am Telefonat. Er war mit der Person per du gewesen, da konnte das natürlich passieren. Vielleicht sprach es aber auch für mich. Wir waren beide jung, was sollten wir uns Förmlichkeiten hingeben.

„Nein. Danke. Du hast schon viel zu viel getan. Ich schaffe das jetzt auch so“, widersprach ich. Es war mir peinlich, einfach so in sein Zuhause zu platzen und ihm zur Last zu fallen.

„In der Pension gibt es keinen Trockner. Die Jacke trieft ohne Ende. Die wird nicht von selbst trocken.“

Ich stimmte zu, wollte es aber trotzdem nicht.

„Also, wo sind deine Sachen?“

Ich stand auf und holte die nassen Klamotten aus dem Vorraum und drückte sie ihm in die Hand. „Mein Handy ist noch in der Jacke“, sagte ich und folgte ihm in den hinteren Teil des Raums. Ein Ofen diente als eine Art Raumteiler, dahinter verbarg sich das Wohnzimmer. Dort stand ein Sofa auf einem Vintage-Teppich und so etwas wie eine große Abrollspule sah aus wie der Couchtisch. An der einen Wand stand ein Regal mit Büchern und Gesellschaftsspielen. Das meiste wirkte alt und abgegriffen. Er öffnete die Tür, die neben der Couch in den Keller führte. Er drückte auf den Lichtschalter und die vor uns liegende Treppe wurde sichtbar. Sie war aus Beton. Lautlos stieg er hinab. Sollte ich wirklich hinterher? Wieder kamen mir die Gedanken in den Sinn, die mich schon vorher überfallen hatten. Aber ich drängte sie beiseite. Obwohl ich Socken trug, fühlten sich die Stufen kalt und rau unter meinen Füßen an. Die Waschküche war genauso weiß gefliest wie das Badezimmer. Mehrere Neonröhren an der Decke erfüllten den Raum mit gleißendem Licht. Ich fröstelte. Er nahm die Jacke aus dem Trockner und drückte sie mir in die Hand, während er die andere Kleidung hineinschob.